

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 6

Artikel: Der Weg zur neuen Geselligkeit : Antworten auf unsere Rundfrage [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1076177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

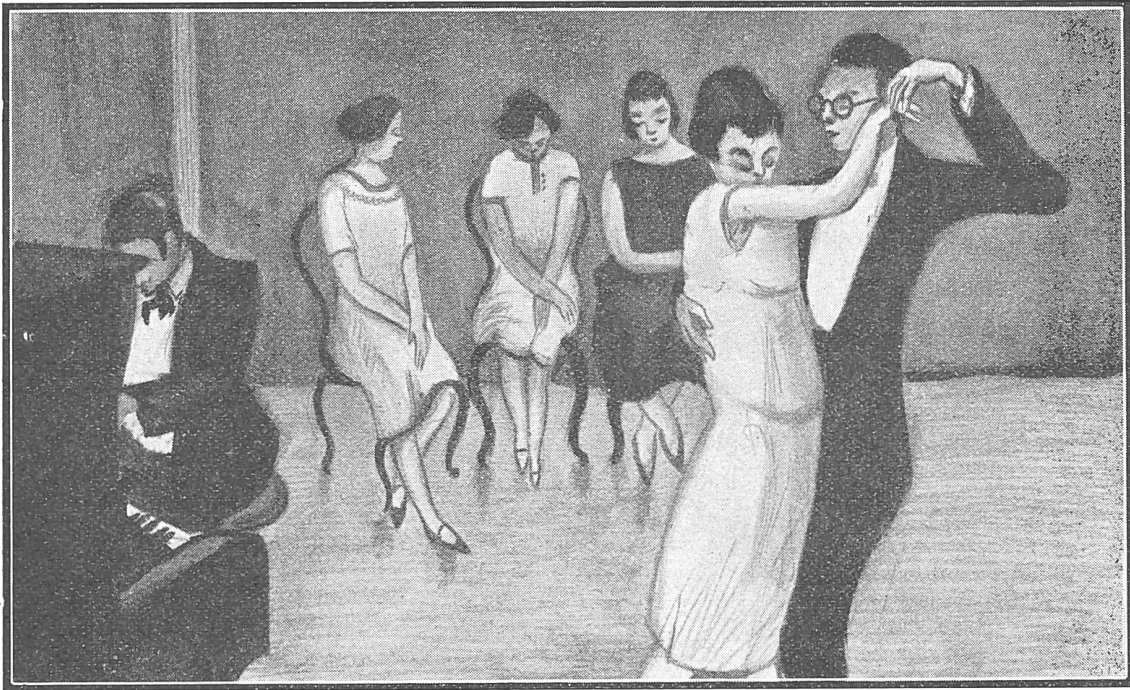
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von 10 Herren tanzt einer ...

DER WEG ZUR NEUEN GESELLIGKEIT

ANTWORTEN AUF UNSERE RUNDFRAGE (SCHLUSS)

Illustriert von Werner Burri

Sehr geehrte Herren!

Ein Weg zur neuen Geselligkeit scheint mir darin zu bestehen, dass man mit dem Tisch in der Mitte des Zimmers abfährt. Wie langweilig ist es doch, auf unbequemen Stühlen um einen Tisch herum zu sitzen! Man kann sich mit seinem Nachbar nicht unterhalten, ohne dass es die ganze Tafelrunde hört: Jede Separatdisputation wird unmöglich.

Wie herrlich plaudert es sich doch, wenn man zwanglos um einen Kamin herum sitzt oder in der Ecke eines Zimmers in bequemen Klubsesseln!

Es ist doch sicher interessanter, wenn man seine Mitmenschen ganz sieht, als nur den Oberkörper. Vor allem, wenn Damen dabei sind, finde ich es äusserst abgeschmackt, die untere Hälfte zu verdecken: Eine Büste ist erst ein halber Mensch. Ich weiss schon, dass viele Leute den Tisch vor sich gern haben, er dient als eine Art Bollwerk, aber sicher leidet gerade durch diese Miniaturfestung die Geselligkeit. Sie leidet auch durch das Ruhigsitzen, zu dem man durch den Tisch gezwungen wird. Man will doch etwa wieder aufstehen, ein paar Schritte im Zimmer herum gehen und eventuell den Nachbar wechseln. *R. M. in B.*

Lieber « *Schweizer-Spiegel* » !

DAS gastfreundlichste Haus, das ich kenne, gehört einem russischen Maler. Es ist eigentlich kein Haus, sondern ein Atelier. Der Maler und seine junge Frau und zwei Kinder bewohnen alle den gleichen Raum, der noch eine schmale Holzgalerie enthält, welche als Schlafzimmer dient. In einer Atelierecke steht ein kleiner Gasherd (das ist die Küche), in einer andern ein Zinktub (dort wird gebadet). Das Mobiliar besteht aus einem sehr langen, schmalen, eisernen Gartentisch und Rohrsesseln, die übrigens alle mit Schnüren geflickt sind. Alles ist so primitiv wie möglich, die Lampe umgibt ein ziemlich geschmackloser Schirm von grünem Krepppapier. Aber trotzdem ist es einem in keinem noch so gemütlich eingerichteten Wohnzimmer so wohl wie auf diesen Gartenstühlen. Man fühlt sich nie als Eindringling. Man kann kommen, wann man will. Erscheint man am Morgen früh, wenn noch alles in Unordnung ist, entschuldigt sich die junge Frau nicht mit verlegenem Lächeln, dass noch nicht aufgeräumt sei. Kommt man während einer Mahlzeit, wird noch ein Teller auf den Tisch gelegt. Ist denn immer genug da für Gäste? Alle essen ein bisschen weniger, das ist ein einfaches System.

Kommt man am Abend, findet man meistens Gäste vor. Regelmässig sind zwei Studenten da, die sich auf ein Examen vorbereiten und kein geheiztes Zimmer haben, und zwei junge Mädchen, die auf Elfenbein malen. Sie sitzen friedlich am untern Ende des Tisches und beteiligen sich erst nach 10 Uhr an der Unterhaltung. Von Zeit zu Zeit trinkt man eine Tasse Tee. — Warum ist es so angenehm, hier zu sein, so anregend und entspannend zugleich? Wenn man müde ist, kann man sich hier in Gesellschaft ausruhen. Niemand zwingt einem zu geistreichen Gesprächen. Wenn man schweigen möchte, darf man schweigen, wenn man reden möchte, findet man schon jemand, der zum Reden aufgelegt ist. Alle geben sich wie sie sind, sie posieren nicht. Darin besteht das Geheimnis der angenehmen Geselligkeit. Gastfreundlich sein heisst, andere an seinem häuslichen Leben teilnehmen lassen. Dass unsern Freunden unser Haus

offen steht, das heisst unsere Häuslichkeit, wie sie gewöhnlich ist, und nicht in Parade. Sie dürfen in unsere Wohnstube eintreten zu einer Zeit, da nicht vorher aufgeräumt wurde, wenn sie unangemeldet zur Mittagszeit erscheinen, wird nicht ein besonderes Service aufgelegt und schnell noch etwas Besonderes gekocht. Das heisst nicht, dass man keine Einladungen geben darf mit vielen Gängen und allem Silber auf dem Tische, das man besitzt, wenn man daran Freude hat; aber das sind kleine oder grosse Festlichkeiten, die am Kern der Gastfreundschaft nichts ausmachen. —

Was unsere schweizerische Geselligkeit so ermüdend macht für alle Teile, ist das Offizielle, das ihr anhaftet. Kein Gast fühlt sich bei uns daheim. Er wagt es nicht, und wir wagen es nicht. Schon den Kindern wird eingeprägt: « Nimm nicht zweimal heraus, sei ruhig bei fremden Leuten, rede, wenn du gefragt wirst! » Keine Lektion bleibt fester in unsern Köpfen haften als diese. Unser Leben lang wagen wir uns nicht frei zu bewegen an einem fremden Ort. Jeder sitzt auf seinem Stuhl wie angenagelt. Selbst wenn z. B. zwei durchgehende, beleuchtete Zimmer da sind, wagt kaum jemand, ohne Wink der Hausfrau sich in das andere Zimmer zu begeben. —

Wenn ich zu Bekannten gehe, möchte ich gern unter Menschen gehn. Mich interessiert ihre Lebensweise, ihr Heim, ich suche ihre Atmosphäre, die mir an sich schon ihre Persönlichkeit verrät. Was tun sie aber? Indem sie mich womöglich in ein besonderes Besuchszimmer führen oder auch nur, indem sie die Stühle in Positur stellen, Kinder usw. entfernen, ein anderes Kleid anziehen und ein Gesicht machen wie beim Photographen, schlagen sie mir die Türe vor der Nase zu. So könnten wir uns ebensogut in einem Wartsaal treffen! Bin ich gekommen, um ein Phantom zu sehen? Liegt dem nicht eine lächerliche Angst zugrunde, es dringe jemand in unser intimes Leben ein? Deshalb haben die Leute nicht gern Besuche zu « ungewöhnlichen Zeiten ». Sie wollen nicht überrascht werden. Ueberrascht, bei was eigentlich? In ihrer normalen Verfassung. —

Es ist der gleiche kleinliche Geist, der aus den Worten spricht: Frau X interessiert

sich für alles, sie weiss immer, was man zu Mittag isst! Warum nicht, wenn es ihr Freude macht? Ist denn die Zusammensetzung unseres Mittagessens ein Geheimnis? Warum soll unser Nachbar keinen Blick in unsere Stube tun? — Wahrscheinlich lebt er übrigens nicht viel anders als wir. Warum diese Scheu? Erst wenn sie überwunden ist, ist der Weg für eine normale Geselligkeit gebahnt. — Warum dieses ängstliche Versteckenspiel? Wir sind ja nicht von Menschenfressern umgeben, sondern von Leuten, die uns ähnlicher sind, als wir glauben. Wieviel mannigfaltiger wird unser Leben, wenn wir andere daran teilnehmen lassen! Eine Familie muss andere in ihren Kreis aufnehmen. Es ist der einzige Weg, um nicht der Beschränktheit und Starrheit zu verfallen, dem Familienegoismus und jener Muffigkeit, welcher die junge Generation mit Recht entflieht sobald sie kann.

Frau A. H., Paris.

Lieber « Schweizer-Spiegel »!

ICH kenne die meisten Freunde und Bekannten meines Vetters. Ich kenne sie aber nur vom Hörensagen, aus dem, was er mir von ihnen erzählt. Ich interessiere mich lebhaft für jeden einzelnen unter ihnen, denn ich konnte ihr Geschick seit Jahren genau verfolgen, wenn auch nur durch die Person meines Vetters. Der Vetter selber besucht uns häufig, aber von allen seinen Freunden kenne ich nur einen einzigen persönlich, auch diesen nur zufälligerweise, denn wir trafen ihn einmal mit meinem Vetter in einem Café an.

«Bring doch den Albert, von dem du immer erzählst, einmal mit, wenn du zu uns kommst, ich würde ihn gern kennen lernen.» Nicht einmal, sondern schon unzählige Male forderte ich ihn dazu auf. Aber immer kommt er allein, wenn er uns besucht. Gewöhnlich verbringen wir sehr angeregte Abende mit ihm. Aber ich bin ganz sicher, dass es tausendmal interessanter wäre, wenn er gelegentlich in Gesellschaft einer seiner Freunde bei uns erscheinen würde.

Ich glaube, wenn wir uns entschliessen könnten, auch unsere Freunde untereinander mehr bekannt zu machen, wäre die Frage der häuslichen Geselligkeit schon halb gelöst.

Frau G. S. in Z.

Sehr geehrte Herren!

WIR sind ungesellig geworden, das steht ausser allem Zweifel, die alte schöne Geselligkeit, die man früher noch kannte, ist dahin — und warum das alles? Weil wir grosse, grosse Egoisten sind, wir Menschen der Jetztzeit. Jawohl, Egoisten, denen über ihr eigenes ich nichts geht, die immer nur an sich und dann nochmal an sich denken; erst weit, weit hinten kommt die übrige Menschheit, sofern man sich überhaupt bemüssigt fühlt, sich noch an diese zu erinnern.

Oder ist es vielleicht kein Beweis von grenzenlosem Egoismus, wenn wir das gesellige Beisammensein im Hause wo immer möglich zu vermeiden suchen, weil es uns Umstände macht, weil es uns aus dem gewohnten Tramp des Alltags herausreisst, kurz, weil es uns unbequem ist?

Allem voran steht unsere eigene Bequemlichkeit. Man kommt abends müde nach Hause, man freut sich schon unterwegs auf die gewärmten Finken und den weichen Hausrock, den die teure Gattin vorsorglich bereithält, dann isst man in aller Gemüts- und Seelenruhe zu Nacht, die Kinder gehen zu Bett, man setzt sich bequem in den Faulenzerstuhl, ein gutes Buch in der Hand, die Pfeife wird angezündet, da — läutet's. Um diese Stunde noch? Herr und Frau Meier kommen zu einem Plauderstündchen. Der T... hole allen Besuch, jetzt, wo ich doch... «Nein, wie nett von Ihnen, dass Sie uns auch wieder einmal das Vergnügen machen.»... Meine Frau saust in der Wohnung herum... Ein gedehntes Gespräch schleppt sich dahin, von Stimmung keine Spur, und wir sind Ende aller Enden froh, wie sich die Familie Meier aufs letzte Tram und heimwärts verzieht. «Hätten die nicht ein andermal kommen oder doch wenigstens vorher anfragen können, ob uns der Besuch heute recht ist?» knurre ich meine Frau an, und sie bleibt mir die Antwort nicht schuldig. — So, da haben wir also das schönste Beispiel von Egoismus und den Grund, warum eine Geselligkeit nicht aufkommen will. Man muss sich mindestens vierzehn Tage vorher verabreden und feierlich ankündigen, sonst kommt man ungelegen.

Wenn man die Leute so hört, müsste man glauben, jeder Haushalt sei die reinste Zigeunerwirtschaft, Kraut und Rüben durcheinander. Unvorbereiteter Besuch bringt eine Aufregung ins Haus, die unbequem ist. Man

scheut die geringe Mühe, die es machen könnte, die Gäste freundlich aufzunehmen. Warum das? Weil wir gewohnt sind, mit kritischem Auge das fremde Heim zu überprüfen. Ist es denn notwendig, dass man sich in den Bratenrock stürzt und die Frau das gute «Seidene» aus dem Kasten reisst, weil Herr und Frau Zigerli uns heimsuchen? Sind wir in deren Augen weniger wert, wenn wir die Finken und den Hausrock anhaben, so mögen sie dort bleiben, wo sie hergekommen sind. Stopft die Frau Zigerli zu Hause nicht ebensogut die Socken ihres Mannes, wie meine Frau? Also, warum muss man das Flickzeug errötend verstecken? Wir sind doch alle nur Menschen.

Worüber sollen wir uns unterhalten? Herr Dr. Fischer politisiert leidenschaftlich gern. Seine Frau und die meinige verstehen von Politik nicht allzuviel. Müssen wir Männer nun ausgerechnet den ganzen Abend nur und rein nur über Politik sprechen, sodass die Frauen schliesslich vor verstecktem Gähnen fast den Krampf in den Kinnladen bekommen?

Dann kommt noch eines, und das ist der Kostenpunkt. Viele glauben, so ein gemütlicher Hock im Hause koste einen Haufen Geld. Gewiss, man kann Vorbereitungen treffen, die viel Geld kosten, man kann es aber auch anders machen — und ist die Konsumation im Wirtshaus etwa gratis? Wir wollen doch nicht, wenn wir jemand abends nach dem Nachtessen besuchen, nochmals ein ganzes Souper einnehmen. Eine Tasse Tee, etwas dazu zu knabbern, eine Flasche Wein, ein paar Flaschen Bier, das macht noch kein Loch in die Haushaltskasse, und da sind wir nun wieder an einem Punkt angelangt, der dazu beiträgt, die Geselligkeit in unserm lieben Schweizerland so stark vermissen zu lassen — die Leute sind nicht auf den unangemeldeten Besuch eingerichtet, sie haben nichts im Hause. Das heisst, unter Umständen haben sie es schon; aber man kann den Gästen doch nicht dieselben Leckerli vorsetzen, die man sonst verdrückt. Gewiss, liebe Leute, die sind uns auch recht, wir kommen ja nicht zu euch, um Leckerli zu essen, wir kommen nicht nur eures Weinkellers wegen, wir kommen um eurer selbst willen, euch Menschen suchen wir und nicht die Zutaten, die wir uns ebensogut selbst kaufen können, wenn wir dies wollen.

Dr. A. E., Bern.

Sehr geehrte Herren!

ES ist bekannt, dass die schweizerischen Maskenbälle nie so amüsant sind wie z. B. die rheinischen oder auch nur die münchenerischen. Der Grund liegt aber durchaus nicht im «schwerfälligen Temperament» des Schweizers, sondern in unserm Kleinlichkeit, unbeherrschten, alle wahre Geselligkeit tötenden Egoismus. Was die Maskenbälle nämlich so unterhaltend macht, ist, dass die Frauen ununterbrochen ihren Kavalier wechseln, dass sie von einem zum andern springen, jeden necken, jeden anlächeln und schon sind sie wieder fort. Bei uns aber glaubt einer, wenn er eine Flasche Neuenburger zahlt, damit das betreffende Mädchen bis morgens 5 Uhr gekauft zu haben. Es ist mir selber passiert, dass mir ein solcher «nobler Kavalier», mit dessen Dame ich tanzen wollte, antwortete: «Was erlauben Sie sich eigentlich? Glauben Sie, Sie können mir die Dame nun einfach abspannen, nachdem ich den ganzen Abend für sie Spesen gehabt habe?»

Conrad G. in Z.

Sehr geehrte Redaktion!

EINE Versammlung von Menschen soll nicht die Ursache für die Geselligkeit sein, sondern ihre Wirkung. Meistens geht man den verkehrten Weg. Man versammelt Leute und glaubt damit Geselligkeit zu fördern, statt zu bedenken, dass Ansammlungen von Menschen eine Folge des Geselligkeitstriebes sind.

Neue Wege zur Geselligkeit? Meines Erachtens fehlt es nicht an den Wegen, sondern am Ausgangspunkt. Gelegenheit der Geselligkeit zu frönen bietet sich täglich und aller Orten, auf alle Fälle überall da, wo Menschen beisammen sind. Geselligkeit ist eine Gesinnung; sie kann in jedem Telefongespräch zum Ausdruck kommen.

Gesellige Menschen sind optimistisch, freundlich und vorurteilslos, also gerade das, was man bei uns nur ausnahmsweise ist. Wenn es gelingt, diesen drei schönen Eigenschaften einen geachteten Platz in der Schweiz zu verschaffen (etwa den, welchen das Misstrauen, die Grobheit und das Nachträgetum heute einnehmen), so wird sich die Geselligkeit von selbst einstellen.

Mit freundlichem Gruss *K. G. Z.*

Sehr geehrte Redaktion!

NACH unserer Verheiratung waren wir jahrelang im Ausland, und in die Schweiz zurückgekehrt, wollten wir uns auch einen Kreis suchen, in dem wir eine schöne, richtige Geselligkeit finden würden.

Studiengenossen meines Mannes fanden sich leicht in einem entsprechenden Verein. Da haben wir denn eine kleine Auswahl einmal aufs Geratewohl eingeladen. Aber welche Schwierigkeiten machte das schon! Jeder hatte eine andere Ausrede. Endlich brachte man sie zusammen. Dann ging es uns genau wie Frau B. in B. im Februar-Heft. Niemand kam je unaufgefordert. Da die einen selbständig Erwerbende sind, die andern höhere Stellen in Fabriken inne haben, platzten die Meinungen fortwährend aufeinander und trübten die Stimmungen. Neuem Zuzug, besonders Jüngern und vielleicht weniger Hochgestellten, machte man Schwierigkeiten. Man wollte sich doch nicht soweit herablassen, und wenn der Jüngere 10 mal der Tüchtigere zu werden versprach. Die Gründe des G.M. in Bd. erfuhren auch wir hart.

Eingeladen sind wir nie mehr worden, immer hatte man Ausreden. Und warum? Eben: Der Parkettboden, die weniger schönen Kaffeetassen oder das billigere Grammophon, das Fehlen des Klaviers usw. Ueberhaupt, soll man «Festlichkeiten» geben, wenn man alles selber machen muss? hiess es usw.

Alle Mahnungen, nur Gemütlichkeit und Freude und Interesse zu pflegen, wurden in den Wind geschlagen.

Extra hatten wir einige Male eingeladen, um das Beispiel zu geben, wie wir es uns dachten. Zum Beispiel an einem Silvester. Mit einem lustigen Vers wurde eingeladen. Das grösste Zimmer wurde geräumt zum Tanzen, Tische in einem kleinern zusammen gestossen, sodass alle beisammensitzen konnten, wenn erwünscht. Es war wohl etwas eng, aber nicht zum Schaden. Zur Einführung hatte mein Mann ein «Kasperli» inszeniert, in dem das alte und das neue Jahr unter gegenseitigen, satirischen Sprüchen (mit Bezug auf Erlebnisse aus Stadt und Land, Familien, Beruf, Politik usw., usw.) sich begrüßten und verabschiedeten. Dann wurde gesungen, Soli und im Chor, getanzt, erzählt, gegen 11 Uhr gab's eine tüchtige Minestra als Mailänderspezialität,

mit einem Glase Chianti und einem richtiggehenden italienischen Brötchen. Sonst nichts. (Die Minestra habe ich schon am Nachmittag gekocht.)

Nach dem Einläuten des neuen Jahres erwärmte uns ein leichter Silvesterpunsch, und der Vortrag weiterer Lieder, Gedichte, meist fröhlichen Inhalts, Tanzen und Plaudern, hielt uns bis gegen 4 Uhr zusammen. Alles war vergnügt und «versprach» wiederzukommen.

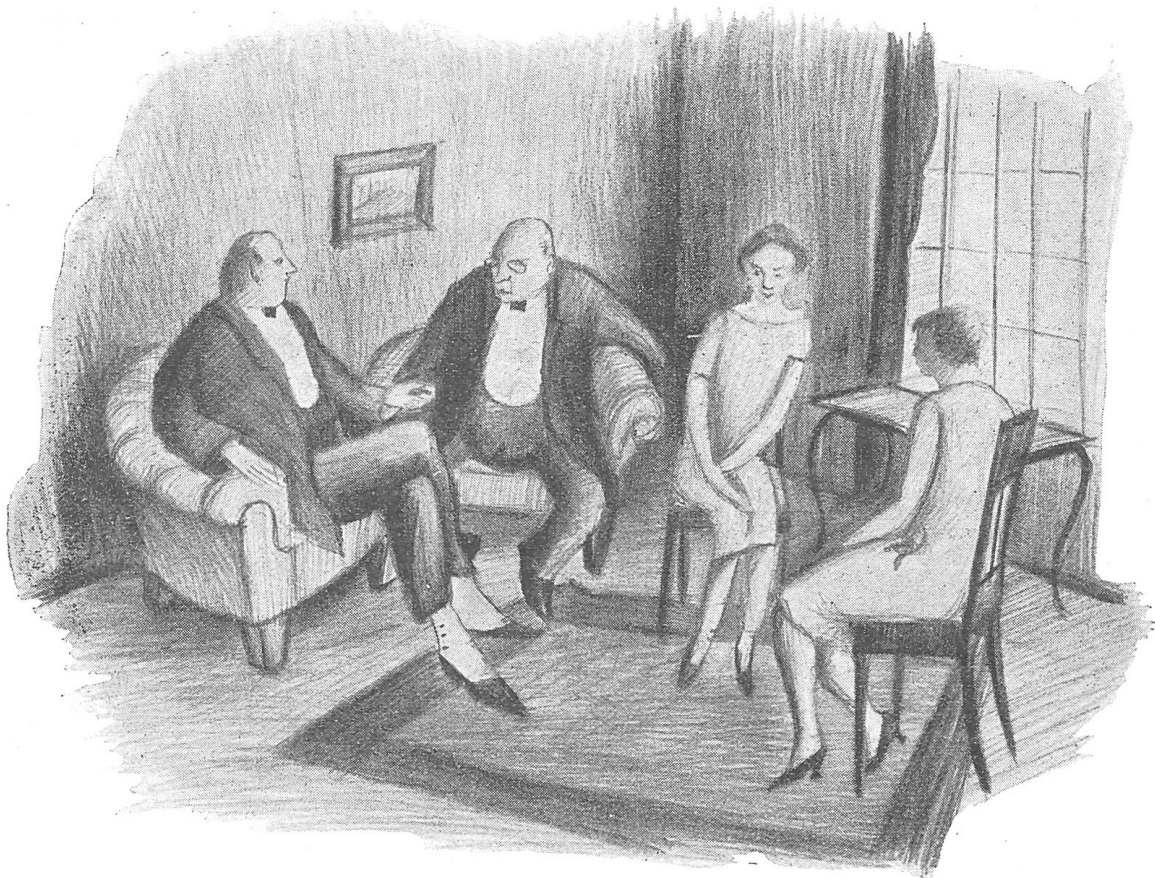
So lange braucht ja nicht jede Zusammenkunft zu dauern. Warum hätte nicht Einer oder Eine ein neues Buch entdecken und lesen und uns mit einem Besuch, unaufgefordert, erfreuen sollen, um zu erfahren, was wir dazu meinten? Warum holte man uns nie zu einem Spaziergang in die laue Lenznacht dem Fluss entlang? Warum erfuhr man bei Leibe nichts davon, dass man am andern Sonntag mit den Kindern in den Wald ging?

Mir scheint manchmal, als meine jeder, er nähme durch diese Geselligkeit dem andern etwas. Selbst gute Ideen, um lustig zu sein, werden unterschlagen, um des andern kritischen Auges willen.

Einige aus diesem Verein haben nun eine Jassgesellschaft gegründet, das nennen sie nun die neue Geselligkeit, und betreiben dies Spiel nun mit einer Leidenschaftlichkeit, die schon mehr unschön wirkt. Bis Glockenschlag 12 wird gejasst, dann geht man heim, und auf dem Heimweg noch wird heftig diskutiert darüber, warum der besser Trumpf-Ass heimgetan hätte und jener das Banner vor dem Under hätte bringen sollen.

Sind wir Schweizer wirklich solche Philister und «Freßsäcke», dass uns nur Jass und grosse Gastmähler zusammenbringen können? Kann man erst fröhlich sein, wenn man etwas angeheitert ist? Oder ist das nur in unserer Rheinstadt so? Wir waren schon nahe daran, durch ein Inserat uns Menschen zu suchen, die dachten und wünschten wie wir oder doch in dieser Richtung.

Aus den Antworten im «Schweizer-Spiegel» haben wir nun ersehen können, zu unserer grossen Freude, dass es solche Menschen gibt. Aber wie sie nun finden? Könnte uns da nicht der «Schweizer-Spiegel» indirekt helfen? Wenn man z. B. die gleichgesinnten Leser an einem und demselben Ort einander irgendwie bekannt machen würde?



Die Männer nehmen die Klubfauteuils in Beschlag und sprechen über Politik . . .

Einstweilen hoffen und freuen wir uns, dass die Möglichkeit auf eine neue Geselligkeit nicht aussichtslos ist und begrüßen in Gedanken alle Gleichgesinnten im ganzen Ländchen herum. *J. R. H. in Sch.*

Sehr geehrte Redaktion!

WAS mir als ein Hauptübel unserer Geselligkeit erscheint, ist der Mangel an Ehrlichkeit, und zwar in verschiedenem Sinne. Wer von uns allen hat den Mut, gewisse Leute, seien sie verwandt oder durch Tradition der Familie verbunden, nicht einzuladen? «Ja, es geht nicht anders, und man muss», tönt es immer wieder. Aber dann erwarte man auch nicht, dass so eine Gesellschaft gemächlich werde! Wenn wir nur Leute einladen, zu denen wir ein wirkliches Verhältnis haben, dann beherrscht das eben die ganze Atmosphäre, und es ist einem wohl in einem solchen Kreise. Man fühlt so deutlich auch bei fremden Leuten, ob sie liebe Gäste sind, und wer ist nicht froh,

wenn er fühlt, auch ich gehöre dazu? Aber es braucht ein wenig Mut und Ehrlichkeit, das durchzusetzen. Dann aber weit schlimmer: Warum wollen wir vor Gästen nie so sein, wie wir sonst sind, immer besser, schöner usw.? Warum soll die ganze Familie merken, wir müssen sparen, damit es für die Gäste reicht? Frau X hat vier Kuchen und Brötchen gegeben, also ja nicht weniger, und ich glaube, solche Dinge fühlt man eben doch auch an den Einladungen, auch wo alles schön serviert wird und mit Blicken ausgerechnet, ob wohl noch etwas übrig bleibt von den teuren Sachen. Seien wir doch ehrlich, geben wir es unsern Gästen so gut wir können, namentlich aber lassen wir sie fühlen, dass es uns freut, dass sie kommen, und unsere Geselligkeiten werden ein anderes Gesicht bekommen, wenn uns auch die grosse Gastfreundschaft der Orientalen fehlt. Aber gemächlich muss es eben auch im eigenen Heim sein, dann fühlen sich Gäste und Gastgeber wohl, und manches Problem kommt zur Sprache, das

in einer kalten, stilvollen Gesellschaft vor lauter Höflichkeit und Täuschung sich nicht hervorwagt; denn wir sind nun eben keine « causeurs » wie unsere Franzosen und müssen uns eben nach unserm schwerfälligen Typ richten; aber ehrlich können wir sein, und dann wird vieles besser.

Frau Dr. B.-P.

Lieber « Schweizer-Spiegel » !

MEIN Mann und ich haben uns auch seit einiger Zeit mit dem Problem der Geselligkeit befasst und einen ganz netten zwanglosen Verkehr geschaffen. In unsern Kreisen ist es eigentlich eine Neuerung, da dieser sogenannte « Jour fixe » einer privilegierten höhern Klasse nur zu eigen schien; warum sollte der Arbeiter, Angestellte, Handwerker und Geschäftsmann, kurz jede Klasse, nicht auch ihren Jour fixe haben? Es kann hier gerade so interessant und geistvoll gesprochen und diskutiert werden wie bei einer Flasche Médoc bei den sogenannten obern Zehntausend.

Wir haben nun seit bald drei Monaten unsern Cercle, manchmal sind wir 10 und oft auch nur vier oder sechs Personen, Klatsch wird tunlichst verbannt, dafür viel Literatur, Kunst und Theater besprochen, auch Politik, rechts- und linksseitige, kommt zum Wort und entfacht manchmal heisses Feuer. Es sind in unserm Cercle « Gstudierte » und « Ungstudierte » vertreten, viele, die durch Selbstbildung und -Studium sich zu einer geistigen Höhe emporrangen, kurz einfach Menschen, welche gemäss ihrem Intellekt und Bestreben den Alltag und die Geselligkeit etwas bereichern wollen.

Frau D. N., Sch.

Sehr geehrte Redaktion !

ICH wohne in der Höhe, eine Stunde von der nächsten Bahnstation. Vor einiger Zeit besuchte ich einen Kurs in P., das im Tal unten an der Bahn liegt. Viele mir bekannte Personen aus dem Kursort nahmen an den sechs aufeinander folgenden Kursnachmittagen teil. Doch nie hat mich jemand der Talbewohner zu einem Tee eingeladen, bevor ich wieder den Berg hinaufstieg. Am letzten Tage dauerte der Vortrag bis um 16 Uhr, um 20 Uhr sollte noch

eine gemütliche Zusammenkunft am gleichen Orte stattfinden. Auch diesmal kümmerte sich gar niemand um uns weit weg wohnende Teilnehmer. Diesen Mangel an Gastfreundschaft empfand ich tief, ich suchte daher, meine Gastfreundschaft noch zu erhöhen; denn das Beispiel ist auch hier wirksamer als alle bösen und guten Worte.

Die gleichen Leute aus P. wollten letzthin in unserm Wohnort ein Konzert geben; da sie schon nachmittags zur Hauptprobe kamen und die Wirtschaft voll Militär war, bereitete ich ganz selbstverständlich das Nachtessen für die 40 Personen. Helfer, Platz und Geschirr bekam ich ohne weiteres. Abtrocknen wollten unaufgefordert fast alle, vom Dirigenten bis zum letzten Sänger. Es ist nicht wahr, dass man nur Undank erntet für alle Mühe, man erwartet einfach zu grossen Dank. Freuen wir uns doch am Helfenkönnen, dann kommt das Danken von selbst noch dazu.

Alle 14 Tage habe ich eine kleine Einladung von 10—15 Personen. Wir lesen vor, musizieren (nicht Radio und Phonograph), machen oft ein Spiel, aber vor allem plaudern wir miteinander, über Fröhliches und Trauriges, wie es uns grad ums Herz ist. Wir sitzen nicht auf Stühlen um den Tisch herum, denn je grösser der Tisch, desto kleiner die Gemütlichkeit, sondern stellen alle bequemen Sitzgelegenheiten zu einem Kreis zusammen. Es werden nur Obst, Nüsse oder sonst eine Kleinigkeit serviert. Seit zwei Jahren haben wir regelmässig diese Abende, der Kreis wächst beständig und unsre Freude an dieser Art von Geselligkeit auch.

M. H. in Z.

Sehr geehrte Redaktion !

MIT der Erziehung zur Geselligkeit muss man beim Kind beginnen. Was hätte es gebraucht, um mich während meinen Flegeljahren auch des Sonntags zu Hause zu behalten?

Meine Eltern sind die besten und wackersten Menschen auf der ganzen weiten Welt, und immer meinten sie es herzlich gut mit mir, und ich bin ihnen aufrichtig zugetan. Ich war umgekehrt während meinen Entwicklungsjahren ein regelrechter Flegel, voll von Trotz, voll von Verstocktheit und Verslossenheit, und man hätte mich prügeln können, man hätte mich zum Teufel jagen

können, der Trotz wäre geblieben. Meine Eltern und ich litten schwer in diesen Zeiten meines Widerspruchs und meines Neinsagens. Ich fühlte mich unverstanden, unterdrückt; um den Streit zu meiden, zog ich des Sonntags mit Kameraden im Lande herum, ich fühlte mich als freier Mann, und diese Selbständigkeit gefiel mir sehr wohl. Väter und Mütter glauben sehr oft, dass das Kind rein nichts verstehe von seinen eigenen Angelegenheiten, sie hingegen alles. Das ist ein Irrtum, der reife Mensch fühlt gewaltig den Antrieb zur Lebenskraft, die Eltern können diese Lebenskraft niemals für ihr Kind fühlen. Die Eltern glauben zu wissen, wie ein menschliches Wesen beschaffen sein sollte, und vor nichts schrecken sie zurück, und da sucht man am Kinde herumzuhobeln und herumzuzerren, um es in die gewollte Form zu pressen. Diese Zänkereien verleiden dem Kinde das Elternhaus. Es gibt Eltern, die lassen ihre Kinder nie aus den Augen bis zum zwanzigsten Altersjahr; sie besuchen nie eine Gesellschaft und nie ein Theater zusammen, und dann wundern sich die Menschen noch, wie aus dem Sohn oder aus der Tochter ein ungeselliges und menschenscheues Wesen entstanden ist. Wenn der Vater ein Raucher ist, dann hat er nicht das Recht, seinem zwanzigjährigen Sohne zu verbieten, eine Zigarette zu rauchen. Ist der Vater ein Freund eines guten Tropfen Weines, so darf er wohl die Kinder auf die Gefahren eines übermässigen Alkoholgenusses aufmerksam machen, er darf aber niemanden zwingen, Abstinenz zu werden. Auch sollte man die Kinder nicht zwingen, des Sonntags zu Hause zu bleiben, denn Zwang erregt Widerspruch. Die Liebe zum Elternhaus muss aus dem Innern der Kinder kommen und kann nicht eingetrichtert werden.

Und dann, ihr Eltern, macht um Himmels willen aus euren Kindern nicht in jungen Jahren schon «gesetzte Menschen», macht aus euren Kindern keine zwanzigjährigen Greise! Es ist weit gesünder, wenn die Eltern sich zu verjüngen trachten an der Heiterkeit ihres heranreifenden Nachwuchses, als dass sie die Kinder zwingen, sich ihnen wesensgleich zu machen, d. h. «gesetzt» und finster zu werden. Zu einer wahren und reinen Geselligkeit gehört das Heitersein, vor allem auch Natürlichkeit, und man bewege sich ungezwungen. Sehr oft aber erzieht man die jungen Menschen

zur Unnatürlichkeit. So muss man schon beim Kinde beginnen, die Geselligkeit zum Bessern zu wenden. O. H., Bruxelles.

Sehr geehrte Herren!

UM eine andere Geselligkeit zu erhalten, müssen wir andere Menschen werden. Ich glaube z. B., was uns eigentlich fehlt, das ist das Selbstbewusstsein. Weil wir als Nation wie als einzelner zu wenig Selbstbewusstsein haben, sind wir darauf angewiesen, ununterbrochen zu posieren, eine gewisse Würde vorzutäuschen. Echte Geselligkeit beruht aber auf Natürlichkeit, auf einer gewissen Kindlichkeit. Uns Schweizern fällt es überall im Ausland auf, wie «harmlos» die dortige Geselligkeit ist. Es wundert uns, wie kindlich sich erwachsene Leute dort gebärden; alte Herren und alte Damen amüsieren sich wie kleine Kinder mit Gesellschaftsspielen, wie sie bei uns Sekundarschüler nicht mehr machen. Aber wir haben unrecht. Dieses Wichtigtun, dieser Snobismus, der bei uns herrscht, ist nicht grossstädtisch, sondern im Gegenteil provinzmässig und ein grosser Fehler. Dieses ewige Formwahren, die Angst, sich lächerlich zu machen, macht unsere Gesellschaften so steif und langweilig.

Aber wie gesagt, wenn man das ändern wollte, müssten wir unsere ganze Mentalität ändern, müssten schon die Kinder zu grösserer Natürlichkeit und mehr Selbstbewusstsein erzogen werden. Und um die Kinder so zu erziehen, müssten die Erwachsenen auch so weit sein usw., usw.

G. S., Manchester.

Redaktion des «Schweizerspiegels»!

Zuviel Veranstaltungen

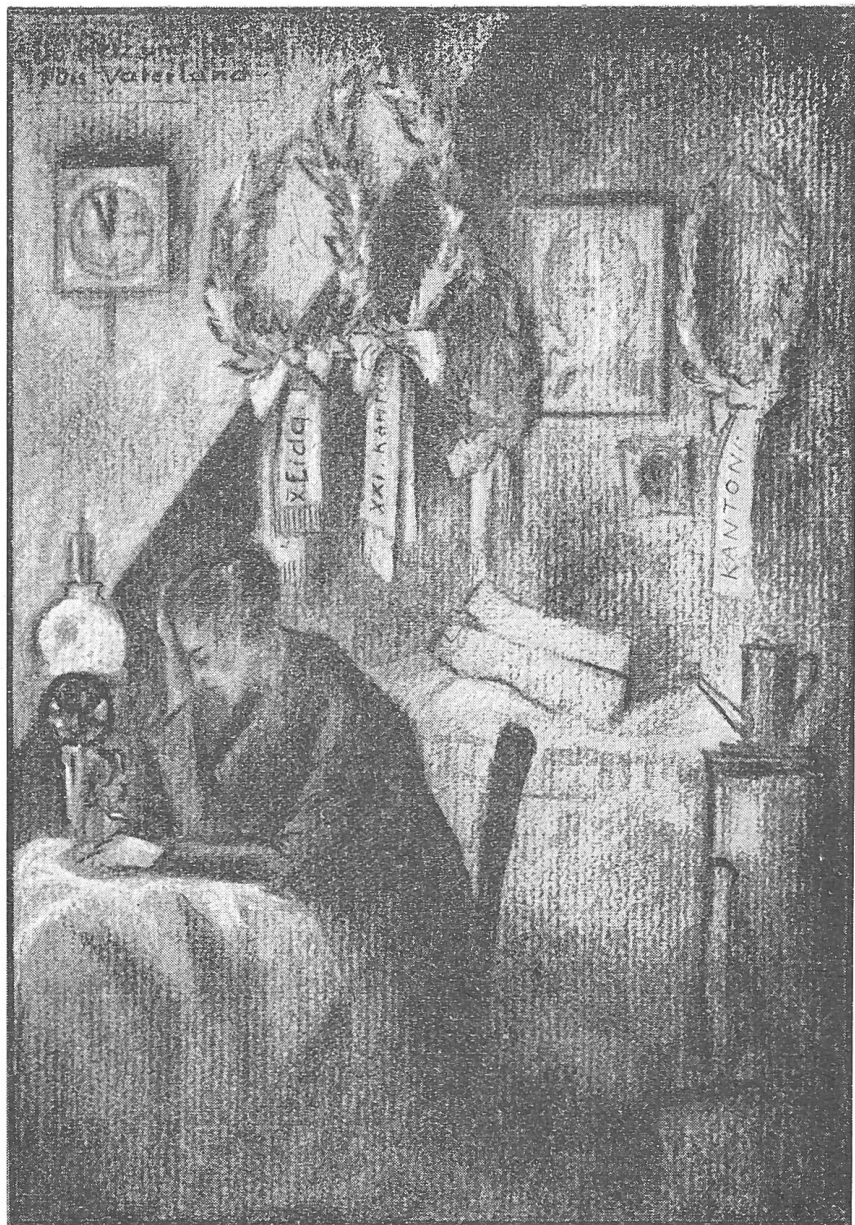
Zu wenig wahre Feste,

das ist das Grundübel unserer heutigen Geselligkeit.

«Es muss etwas geboten werden», ist der erste Gedanke jeder Festleitung. Wir sind erpicht auf jede Art Vorführung, bei der wir recht wenig zu tun und noch weniger zu denken haben und fühlen uns am wohlsten, wenn wir Mund und Nase und Ohren aufsperrn können, ohne selbst «belästigt» zu werden. Haben Sie nicht selbst schon einmal die Angst verspürt, der Zauberkünstler könne gerade zu Ihnen kommen und Sie zu einem Trick auf die Bühne bitten?

Dieses Streben nach Passivität ist der Grund zu unser aller Langeweile, sei es am Treffpunkt, bei Besuchen oder daheim. Die Fähigkeit, etwas zu improvisieren und der Wille jedes einzelnen, etwas zu aller Wohl beizutragen, ist uns abhanden gekommen, und deshalb sind wahre Feste so selten zu finden. Zu allem brauchen wir ein Programm, müssen wissen, was es geben wird und kommen deshalb schon mit festen Vorstellungen in eine Gesellschaft. Oder würden Sie in ein Theater gehen, das kein Plakat heraushängt, und sich überraschen lassen? Da wir nun den andern meist ebenso einschätzen, wie uns selbst, so glauben wir auch nicht daran, dass er uns etwas Ueberraschendes bieten könne, ja, es ist geradezu verpönt, etwas Unvorhergesehenes zu unternehmen.

Wahre Feste sind programmlos, sind überquellendes Leben. Wenn Männer von Geist ein Gegenwartsproblem diskutieren und die Unterhaltung vom Hundertsten ins Tausendste sich kettet, wenn einer ein Lied anstimmt und die andern einfallen oder gar eigene Strophen improvisieren, wenn in einer nicht alltäglichen Umgebung, z. B. in einem Künstleratelier in zwangsloser Folge



— Diese Zeichnung sei mein Beitrag zu Ihrer Rundfrage.

Sie an der Nähmaschine eingeschlafen (zu verdienen ist zwar nicht viel bei dieser Arbeit — man ist halt um jeden Rappen froh), er an einer wichtigen Vorstandssitzung oder am Fäsch.

Ich bin im übrigen überzeugt, dass der Weg zur neuen Geselligkeit über die Einsamkeit führt.

L. B. in R.

der eine musiziert, der andere deklamiert, der dritte ein Kunststück zeigt und der vierte von einer Reise erzählt, oder wenn Kinder einmal sich austollen, sich verkleiden und das Haus auf den Kopf stellen, wenn auf der Heimfahrt aus den Bergen am Sonntagabend im vollen Zuge gejodelt wird und

ein Witzbold in harmloser Weise seine Umgebung zum Lachen bringt, so sind das Anläufe zu wahren Festen und könnten noch viel schöner sein, wenn wirklich jeder einzelne das Bestreben hätte, sich zu beteiligen.

Schreiben Sie originelle Briefe statt nichtsagender Postkarten, erzählen Sie Ihren Kindern selbsterfundene Märchen, denken Sie sich für die nächste Zusammenkunft mit Ihren Freunden etwas Besonderes aus, betätigen Sie sich mit Bescheidenheit in irgendeiner Kunst, und schreiben und reden Sie offen und ehrlich und immer so, als ob es für den «Schweizer-Spiegel» bestimmt wäre.

W. Sch., Laupen.

Liebe Redaktion!

BEI einer Einladung in einer mir befreundeten Familie erlebte ich kürzlich folgendes: Das Gespräch war auf einen gewissen abwesenden Herrn B. gekommen. Der anwesende Herr L. erzählte, was für ein unmöglich langweiliger Kerl dieser B. sei. Er habe einmal einen ganzen Abend lang von nichts andern, als von seinem Käseexport erzählt. Er habe schliesslich beim besten Willen das Gähnen nicht mehr unterdrücken können. Der gleiche Herr L. erzählte darauf mir über eine Stunde lang von seinen gelehrten Studien. Offenbar war er der Ansicht, dass es für jedermann ein Hochgenuss sein müsse, etwas aus seinem Beruf zu erfahren. Er ahnte nicht, dass es jemand geben könnte, dem seine Erzählung ebenso langweilig war, wie ihm die Erzählung des Herrn B.

Aber so ist es bei uns. Es fällt uns schwer, uns in den andern einzufühlen, für den andern wirkliches Interesse aufzubringen. Und doch, wie soll ohne dieses Interesse eine Geselligkeit möglich sein?

G. H., Solothurn.

Sehr geehrte Herren!

ICH finde, ein Grundfehler der jetzigen Geselligkeit ist das steife Verhältnis zwischen den verschiedenen Geschlechtern. Trotz Koedukation sind die Beziehungen zwischen Mädchen und Buben sehr unnatürlich und lächerlich. Ich erinnere mich noch genau, wie in der Primarschule auf der einen Seite die Knaben, auf der andern Seite die Mädchen sassen, und wenn ein Knabe mit einem Mädchen länger als zwei

Minuten sprach, wurde er als Mädchenfreund ausgelacht. Und die Lehrer unterstützten diese Vorurteile, nie gab's gemeinsame Spiele usw. Ueberall sonst gilt es als selbstverständlich, dass jeder Schulknabe und jeder Gymnasiast seine Flamme hat. Bei uns aber anerkennt man Beziehungen zwischen Mann und Frau nur dann als berechtigt an, wenn sie zum Heiraten führen. Als ich mit 16 Jahren einen Tanzabend für junge Leute besuchte, war ich sehr verliebt in das Mädchen, das ich heimbegleitete und — sie können es glauben oder nicht — ich getraute mich nicht, ihr einen Kuss zu geben aus Angst, ich müsste sie sonst heiraten. Diese Einstellung war aber ausserordentlich typisch. Sie macht die jungen Männer bei uns so scheu und steif und ist der Grund, dass es sowohl ihnen wie den jungen Mädchen totlangweilig ist.

K. R. in Zürich.

Sehr geehrte Herren!

SORGEN Sie dafür, dass der verrückt hohe Benzin Zoll ermässigt wird, und die Geselligkeit in unserm Land wird von selbst einen Aufschwung nehmen. Der hohe Benzin Zoll ist das Haupthindernis für die grössere Verbreitung des Autos in der Schweiz, und es ist keine Frage, dass das Auto wie nichts anderes die Geselligkeit fördert. Wir besitzen seit einem Jahr einen «Renault» und seit dieser Zeit besuchen wir unsere Bekannten viermal so häufig wie früher. Obschon wir zu äusserst im Kirchenfeld wohnen, macht es uns jetzt gar nichts aus, noch abends 1/2 9 Uhr Freunde am anderen Ende der Stadt aufzusuchen, denn in ein paar Minuten sind wir ja dort, und zur Heimkehr sind wir auch nicht an ein bestimmtes Tram gebunden. Das Automobil und das Telephon sind die eigentlichen Bahnbrecher der neuen Geselligkeit.

Dr. K. in Bern.

Sehr geehrte Redaktion!

WIE weit wir hier in der Schweiz von einer richtigen Geselligkeit entfernt sind, konnte ich am besten in Spanien sehen. Ich war dort einige Zeit bei zwei alten Damen, die sich finanziell furchtbar einschränken mussten und trotzdem sozusagen nie allein waren. Geselligkeit war ihnen so notwendig wie das tägliche Brot, und sie verstünden es meisterlich, mit wenig Mit-

teln Behaglichkeit um sich her zu verbreiten. Nach dem Corso, der ungefähr um 10 Uhr nachts fertig war, wurden wir entweder von jemandem zum Nachtessen mitgenommen oder nahmen selbst irgend jemand mehr oder weniger Bekanntes mit, und die Leute unterhielten sich bei unserer Knoblauchsuppe und Wurst mindestens so gut wie bei den üppigen Nachtessen ihrer bessergestellten Freunde. Alle 14 Tage war grosser Nachmittagstee, zu dem ca. 15 Damen samt Kindern und Dienstmädchen kamen. Für die Kinder wurde vorher ein Zimmer ausgeräumt, und während die Mamas bei einem einfachen Z'vieri schwatzten und lachten, spielten die Kinder unter der Obhut der Dienstmädchen, und zwar mit Vorliebe «Herr und Dame», und diese 5- und 6jährigen Knirpse waren ihren «Damen» gegenüber so aufmerksam und galant, dass mancher erwachsene Schweizer von ihnen lernen könnte. Diese von den Kindern von Klein auf gewohnte Geselligkeit wird wohl der Grund sein, dass die Spanier Fremden gegenüber stets den richtigen Ton treffen und dass man auch bei wildfremden Leuten das Gefühl hat, man gehöre zur Familie. Wenn wir Schweizer als Kinder mehr an Geselligkeit gewöhnt worden wären, wären wir vielleicht auch weniger unghoblet, und es gäbe weniger Vereinsmeierei und Jass.

Eine monatliche Kindergesellschaft könnten sich sicher auch einfache Leute leisten. Ein paar Kannen Schokolade und ein paar Brotschnitten sind nicht so teuer, und was die Mehrarbeit anbetrifft, so kann man sich auch von kleinern Kindern schon manches helfen lassen und wohl jedes Kind wird mit grossem Eifer mithelfen, wenn es dafür seine kleinen Freunde und Freundinnen einladen darf. Viele Mütter hätten dann allerdings zuerst selbst einigen Unterricht nötig.

Mein Mann und ich waren kürzlich bei sehr gut situierten Leuten zum «Tannenbaum» eingeladen. Nachdem wir uns während etwa drei Stunden heiser gesprochen hatten, kam der Hausherr mit einer Flasche Likör und einem Teller voll Gützi. Mein Mann sagte, er bedauere sehr, aber wir seien Abstinenten, und so wanderten Flasche und Gützi wieder fort. Nachdem wir die Leute noch eine weitere Stunde unterhalten hatten, durften wir endlich heimgehen, wo wir uns schnell eine Tasse Tee machten. Man kann sich denken, wie oft wir da noch

hingingen. Ein andermal wurden wir in aller Form zum Nachtessen eingeladen. Zuerst durften wir die ganze Wohnung und das sehr schöne Silberzeug bewundern, dann setzte man uns in ein schönes, aber ungeheiztes Esszimmer (es war Ende November), und man kann sich leicht denken, wie gemütlich ein Nachtessen ist, bei dem man in den Mänteln bei Tische sitzt, besonders wenn das Essen dazu auch noch vorbeigeraten ist. Die Erklärung, dass man sonst in der Küche esse und man gedacht hätte, es sei nicht so kalt, versetzte uns nicht in bessere Laune. Die beiden genannten Familien waren nicht etwa geizig, es kam ihnen einfach nichts in den Sinn. Es wissen eben nicht alle Leute, dass es Pflicht des Gastgebers ist, es im Verhältnis zu seinen Mitteln den Gästen so nett und so behaglich wie möglich zu machen.

Viel zu wenig bekannt bei uns sind die in Frankreich sehr beliebten Parties surprises. Der Gastgeber liefert den Tee, und jeder Gast bringt etwas mit, ohne dass man vorher abmacht was. Beim Auspacken kommt gewöhnlich auch die steifste Gesellschaft bald in gemütliche Stimmung, besonders wenn einer Schnecken bringt und ein anderer Meringues usw.

R. Th.-E., B.

Schlusswort der Redaktion

Wir müssten uns den Vorwurf gefallen lassen, arge Utopisten zu sein, wenn wir unsere Rundfrage in der Erwartung erlassen hätten, das gestellte Problem zu lösen. Das Ziel konnte zunächst nur sein, unsern Lesern aus ihrem eigenen Kreise möglichst verschiedene Lösungsversuche vorzuführen. Dieser Gesichtspunkt allein entschied auch über die Auswahl der abgedruckten Beiträge. Dass die Zahl der einlaufenden Antworten gross sein würde, wussten wir; denn die allgemeine Verbreitung des Suchens nach einer neuen Geselligkeit ist allein schon durch die Tatsache bewiesen, dass uns die Formen der heutigen Gesellschaft, ob es sich um

unsere Schützen- oder Sängerfeste, um unsere Trachtenumzüge oder um unsere Zunftanlässe handelt, alle als irgendwie historisch als teils mehr, teils weniger ehrwürdige Ueberreste einer einmal lebendigen und echten, jetzt aber im Aussterben begriffenen Geselligkeit, berühren.

Dieses Suchen nach einer neuen Geselligkeit ist aber nur ein Ausdruck der Sehnsucht unserer Zeit nach einer neuen Kultur. Neu nicht im Sinne des Nochniedergewesenen, sondern des heute Nichtmehr- oder Nochnichtbestehenden. Kultur

heisst nichts anderes als gemeinsame Lebensgestaltung auf Grund einer gemeinsamen Lebensauffassung. Wo Kultur ist, ist auch echte Geselligkeit. Echte Geselligkeit ohne Kultur ist undenkbar.

Die Voraussetzung einer gemeinsamen Lebensauffassung aber ist, dass jeder einzelne von uns den guten Willen hat, den Mitmenschen zu verstehen. Dieses Verständnis zu fördern ist der Weg zur neuen Geselligkeit. Der «Schweizer-Spiegel» hat kein höheres Ziel.

Mein Film

1  Sagt, "So Fritzchen, nun iss Deinen Spinat. Spinat ist gesund für kleine Leute."	2  Nimmt selbst grosse Gabel voll, um mit gutem Beispiel voran zu gehen.	3  Macht ein Gesicht, das zeigen soll, wie deli-ci-ös der Spinat ist, findet es aber schwierig, wirklich glücklich auszusehen.	4  Isst weiter, indem er bei sich denkt, die Frau hätte ihm nicht so viel herausgeben sollen. Der Spinat schmeckt wie wenn Sand darin wäre.
5  Ermahnt Fritzchen, er wird keinen Dessert erhalten, wenn er den Spinat nicht isst. Er soll nicht so eine Geschichte machen wegen ein paar Löffeln.	6  Isst Fleisch und Kartoffeln, bevor er Spinat in Angriff nimmt. Letzterer ist inzwischen kalt geworden und schmeckt noch ärger als vorher.	7  Versucht mit einem Stück Brot und der Gabel den noch nicht gegessenen Spinat zu verdecken.	8  Gerade wie das Mädchen den Teller wegräumen will, ruft Fritzchen: "Oh, oh, oh, Papa hat seinen Spinat nicht gegessen." Seufzt und würgt ihn hinunter.

G. Williams